

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 10

Artikel: Jugend im Nebel
Autor: Brod, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759347>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JUGEND IM NEBEL

Erzählung von Max Brod

Ueber der Insel schwebte immer ein leichter Nebel, der die Türme und Häuser der nicht allzu fernen Ufer des Festlands mit silbernen Tönen sprenkelte. Diese Ufer, dieses Festland — es war nichts anderes als meine alltäglich gewohnte Heimatstadt, aber in den sanften Nebeln sah alles unbestimmt und neuartig träumerisch aus. Silber war die Luft, auch Gold blitzte drüben am Quai durch, und patinagrüne Kuppelkirchen stauten sich unter den Wolken.

Die Insel lag mitten im Strome, der breit gelbgrau mitten durch Prag zieht. Aus unbekanntem Gründen — und auch dies gehörte zum Eindruck des Unbestimmten, Unzuverlässigen — hieß die Insel «Schützeninsel», obwohl außer einer kleinen Schießbude nichts auf ihrem ansehnlich großen Areal zu finden war, was mit dem Schützengewerbe zusammenhing. Und von der kleinen Schießbude konnte doch der Name unmöglich genommen sein. Wahrscheinlich stammte er aus uralten Zeiten, aus dem Mittelalter, wie so vieles in dieser merkwürdigen Stadt.

Das Mädchen, das mir die Nebelinsel zu einer Märchenwelt machte, sei es auch nur für kurze Zeit und ganz andeutungsweise (schon der Name «Märchen» wäre zu grob für das Zarte gewesen, was ich damals empfand), das Mädchen führte den vielleicht gleichfalls etwas altertümlich anmutenden Namen Hermine. Sie war auch nicht mehr ganz jung, sie kam mir sogar nur um wenig jünger als meine Mutter vor, was aber ihren Zauber nicht im geringsten beeinträchtigte. Man kann es ja meist in späteren Jahren kaum mehr fassen, wie geringfügig die Reize waren, auf die hin unsere junge Seele mit gewaltigen Schwingungen ausschlug. — Hermine war ein Kindermädchen oder, wie wir es damals nannten, eine Gouvernante. Ich selbst war dem Alter, in dem man von Gouvernanten behütet wird, durchaus entwachsen. Ich ging bereits allein spazieren, allerdings noch nicht sehr lange. Zwölf Jahre alt war ich damals, als ich den Grillparzer bekam.

Drei Dinge gehören in meiner Erinnerung unlöslich zusammen: diese Nebel, durch die hindurch die Quais drüben silbergrau glitzern, die frühlingsfrische, wie mit Morgentau benetzte Hermine (denn so erschien sie mir trotz ihres gesetzten und mich zu Respekt

mahnenden Erwachsenseins) und die herrliche Grillparzer-Ausgabe, das Geschenk, mit dem mich meine Eltern zu meinem Geburtstag überrascht hatten.

Sonst hatte ich immer nur ein oder zwei Bücher bekommen, diesmal aber eine ganze Reihe, zehn Bände. Welch eine Fülle gab es da zu lesen. Auf lange hinaus war ich versorgt. Und gleich das erste Stück, das ich fand, «Die Argonauten», erinnerte mich an die geliebten «Griechischen Heldensagen», das Buch mit dem weißen Flügelpferd, das in meiner kleinen Bibliothek alles überglänzte. — Was war nur den Eltern eingefallen, mich diesmal so reich zu beschenken! Fragen durfte man nicht. Die Eltern sorgten für einen, liebten einen, aber sie waren wortkarg. Und von meinem älteren Bruder Gustav hatte ich mich damals gerade für eine Zeit entfernt. Ich lebte ganz allein, ohne Freund, ohne Ansprache, selbst mit den Schulkameraden wechselte ich nur wenige Worte. Ein tiefer Abgrund trennte mich von ihnen: sie lasen Karl May, der mich langweilte, mir aufs äußerste mißfiel — mich entzückte nämlich Jules Verne, der damals gerade aus der Mode zu kommen begann, in mir aber starke Wurzeln geschlagen hatte. Außer Jules Verne kannte ich nur die Klassiker, die wie eine schön geordnete Baumschule meines Vaters Bibliothek schmückten und von denen ich, wenn ich heftig bat, einen oder den anderen Band aus dem stets sorgfältig abgesperrten Schrank hervorgereicht bekam. — Nun aber sollte ich meine eigene Klassikerbibliothek haben, wie es schien, oder doch anzupflanzen beginnen; mit jener Grillparzer-Serie war zweifellos ein Anfang gemacht. Stolz erfüllte mich, ohne daß ich einen Grund für ihn hätte angeben können. Das Leben lag vor mir, es war Frühling, die riesenhaften Bäume auf der Schützeninsel dufteten — ein Hauch von morgenhellem Nebel, durch den schwere Materie durchschimmerte, zitterte wasserdunstig-kühl drüben über den fernen Häuserreihen der Stadt. Ich nahm einen der Grillparzer-Bände auf die Insel mit, bald den, bald jenen — seither kann ich den Eindruck morgenheller Feinheit, hinter der ferne Silberstreifen und feurige Goldadern glühn, von dem Werk dieses empfindlichen und geheimnisreich durchschauerten Wiener Poeten nicht abtrennen.

Den ganzen unberührten Jugendschmelz der Unschuld entfaltete übrigens meine Insel nur an Vormittagen. Nur an Vormittagen war sie, so schien es mir, durch die beiden breiten Gürtel aus Wasser und aus Laubkronen gegen den Ruß und Staub der Stadt hinreichend geschützt. Im stillen gab ich ihr daher den Namen: Vormittagsinsel. Das paßte besser zu ihr als das harte, gewissermaßen klirrende Wort Schützeninsel. — An Nachmittagen erfüll-

ten Scharen von Erwachsenen nebst lärmenden Kindern die Wege zwischen den Beeten; unter den gewaltigen steinernen Brückenbogen spielten wilde junge Burschen in offensichtlich unregelmäßiger Art Fußball. Und was auf der andern Seite der Insel hinter den Brückenbogen lag, das war erst recht unausstehlich. Hier machte sich im Freien eine Restauration mit unzähligen Tischen breit, die dicht neben der erwähnten Schießbude begann. Welch ein Trubel! Schwitzende Kellner liefen hin und her, sie konnten gar nicht genug von den gefüllten Biergläsern heranschleppen, nach denen man wüst und beharrlich rief. Im Pavillon war an gewissen Tagen eine Militärkapelle tätig, die einen Massenbesuch anzog; sie schmetterte ihre billigen Weisen, deren vielleicht übertriebene Lustigkeit mir das Herz zusammenkrampfte — und erst als ich einmal darauf kam, daß auch der Einzugsmarsch aus «Tannhäuser» oder gar aus «Rienzi» hie und da, freilich sehr selten, im Programm auftauchte, zog mich diese Veranstaltung an; dann allerdings überfielen mich die nie zuvor gehörten Tonfolgen und Akkorde mit einem magischen, geradezu lähmenden Glücksüberschwang. — Im Allgemeinen aber hielt ich daran fest, daß der volkstümliche Teil der Insel (die Brückenbogen mit ihren riesigen Steinpfeilern teilten sie genau in zwei Hälften) nichts für mich war; und an Nachmittagen schwoll eben der Menschenüberschuß der Restaurationshälfte auch auf die andere, an sich stillere Seite über. An Vormittagen war es umgekehrt. Nur wenige Spaziergänger und Gruppen artiger Kinder mit ihren Bonnen sah man unter den Kastanienbäumen, auf den Gartenwegen — und etwas von der gelassenen Vornehmheit dieses Teils der «Vormittagsinsel» strahlte dann unter den Brückenrundungen durch sogar in den Restaurationsbezirk ein, wo die vielen Tische menschenleer und ohne Tischtücher standen, die anmutige dichte Belaubung auch dieses Teils der Insel nunmehr rein hervortrat und nur einzelne, die die Badeanstalt hier aufsuchten, eine gewisse nicht unfreundliche Bewegung in die Ruhe der Natur brachten.

Wahrscheinlich war ich ein allzu verzärteltes Kind. Nicht von den Menschen ringsum verzärtelt; denn niemand kümmerte sich um mich, somit hatte mir denn auch niemand beigebracht, daß man sich an den Freuden des Volkes mitfreuen könne und wohl auch mitfreuen solle. Verzärtelt war ich ja gerade deshalb, weil niemand sich meiner annahm, weil ich mir selbst überlassen blieb. Verzärtelt von mir selbst, von meinem fast ausschließlichen Umgang mit meinem unentwickelten blassen Ich, in dem die Nebel brauten, sich auf unverständliche Art zusammenzogen und wieder lösten. — Uebrigens war mir das ganz recht, ich hatte nicht den

Wunsch nach einer Aenderung. Wenn ich mit meinem sauber in Zeitungspapier eingeschlagenen Buch, das nicht nur durch seinen Inhalt, auch durch seinen rotseidenen Einband unendlich kostbar war, die vielen Stufen von der Brücke bis zum Inselplan hinabstieg, mich auf eine der Rundbänke setzte, die die dicken Kastanienstämme umschlangen, wenn ich dann neugierig zuerst zu blättern, endlich, wie mit einem Kopfsprung voran, zu lesen begann — dann war ich still und meines Lebens unsagbar froh. Mit keinem Menschen der Welt hätte ich getauscht.

In den Pfingstferien konnte ich an mehreren Tagen hintereinander meine Vormittagsinsel und Grillparzers farbig gedämpfte Träume genießen.

An einem dieser Vormittage, es mochte der dritte oder vierte Ferientag sein, merkte ich, wie jemand auf der Rundbank neben mir mitlas. Ich ließ mich nicht stören und las ruhig weiter. Da erklang eine weiche, wohlklingende Frauenstimme: «Wie heißt du, mein Junge?»

«Armand Tischler.»

«Und was liest du da, Armand?»

Jetzt erst schaute ich auf. Ein schönes Gesicht, in dem Rosa und Weiß sich mischten, umgeben von tiefschwarzem Haar, blickte mich ernst an. Die Augen waren sehr hell, blaugrün, sie funkelten mit wechselndem Glanz, als ob der Blätterschatten, der über sie hinstrich, sie leise bewegen würde.

Ich reichte das Buch hin: «Grillparzer».

Der Name schien nicht den von mir gewünschten, Bewunderung herausfordernden Eindruck auf sie zu machen. Oder vielleicht sogar einen ungünstigen Eindruck, was mir freilich erst nach späteren Gesprächen zu Bewußtsein kam. Denn Grillparzer wurde von den Tschechen nicht geliebt, sie hielten ihn für einen Gegner — einen Gegner freilich aus einer längst versunkenen altösterreichischen Aera, deren Begriffe schon in meiner Kindheit nicht mehr galten. Das Kindermädchen Hermine aber war, wie sich später zeigte, eine eifrige, national erzogene Tschechin, und das Wort Grillparzer klang ihr vermutlich nicht geheuer. Ihre Hand zuckte zurück und sie sprach nun eifrig mit den zwei kleinen Mädchen, die ihrer Obhut anvertraut waren. Sie sprach mit ihnen tschechisch. Nach einer Weile schickte sie sie weg, rückte wieder näher und las ein Weilchen lang mit mir. Ich fühlte einige verirrte Haare wie unglaublich zartes Netzwerk an meiner Wange.

«Du verstehst das, mein Junge?» fragte sie mich dann zögernd.

Ich nickte, nicht ohne Selbstbewußtsein. Ich machte mir damals keine Gedanken darüber, ob ich das, was ich las, verstand oder

nicht verstand. Vermutlich hatte ich mir noch nie Rechenschaft darüber gegeben, was es heiße: ein Buch verstehen. Bücher durchwogten mich, wie einem heiße Luft die Lungen durchwogt, wenn man schnell läuft. Mehr wollte ich nicht, mehr erwartete ich nicht — die schimmernden Bilder, die während dieses Laufens an meinem Blick vorbeizogen, nahm ich dankbar, gewissermaßen als Zugabe hin.

Das Fräulein griff mir mit einem energischen Ruck das Buch aus der Hand und las da und dort einige Verse.

«Des Meeres und der Liebe Wellen —» sagte ich. «So heißt das Stück.»

Nun hatte auch sie in dem Band, der mehrere Werke umfaßte, den entsprechenden Titel gefunden, schüttelte den Kopf. «Du kannst das unmöglich verstehn.»

Ihre Stimme kam mir jetzt scharf vor. Wer wagte es, mich zu beleidigen?

Um sie zu widerlegen, erzählte ich ihr in raschen Worten den Inhalt bis zum vierten Akt, den ich gerade begonnen hatte. An den äußeren Umrißlinien verfehlte ich nichts Wesentliches, wie mir damals schien. Daß aber Hero dem Leander einen Kuß gab, das erschien mir viel zu s, um berichtet zu werden. Neulich hatte mich meine älteste Kusine beim Pfanderspiel geküßt. Ich hatte es mir sehnlichst gewünscht, daß das Los so und nicht anders fallen möge — dann aber hatte es mir Mark und Bein durchzuckt wie eine arge Gefahr, ein äußerst unziemlicher Zwischenfall. Es war etwas so Furchterregendes, daß ich die Stelle, an der Hero das Licht auf den Boden stellt — «die Lampe soll's nicht sehn» —, bei der Nacherzählung lieber ganz ausließ, in Erinnerung an diesen eigentlich unerlaubten Kuß.

«Du scheinst ein sehr altkluger Junge zu sein», sagte die Gouvernante in tadelndem Tonfall.

Ich hatte im Grunde meines Herzens eigentlich eine Art Lob erwartet. Mein Stolz fiel sofort zusammen.

«Das ist ungesund», setzte überdies das schöne Fräulein mit Nachdruck hinzu.

So bin ich also wahrscheinlich auf einem falschen Weg, dachte ich. Und es schmerzte mich tief, ja es erschreckte mich. Angst sperrte mir sekundenweise fühlbar die Luftröhre zu. Ein falscher Weg! Im Wald verirrt! Wie jemals herauskommen? Wie entrinnen? Wer sollte mich beraten, mich retten? In der ganzen weiten Welt gab es keinen.

In gewisser Hinsicht ärgerte es mich, daß das Fräulein mir wehtat. Doch mußte ich nicht froh sein, daß überhaupt jemand mit

mir sprach? So hörte ich genau zu, was sie sagte. Sie schien mehr zu sich selbst zu reden, obwohl ihre Worte der Form nach an mich gerichtet waren. «Du kannst das ganz gewiß nicht verstehen, Armand. Dieses da zum Beispiel. Leander fragt, hier, an dieser Stelle: ‚Wann aber komm ich wieder? Jungfrau sprich.‘ Und sie antwortet: ‚Nach einem Jahr.‘ Dann schlägt sie zehn Tage vor. Er bittet und fleht: ‚Sag übermorgen, sag nach drei Tagen. Die nächste Woche sag.‘ — Da sagt sie, ganz unerwartet, ganz unlogisch, aber hier steht's gedruckt: ‚Komm morgen denn.‘»

«Ja, das hab' ich wirklich nicht verstanden», brachte ich kleinlaut heraus, gewissermaßen schuldbewußt.

Die Gouvernante sah in die Ferne: «Es ist aber so. Es kommt wirklich vor. Der Dichter hat recht.»

Ich war überrascht. Noch nie hatte jemand in dieser Art mit mir geredet. Es war ein Anfang, ganz deutlich. Aber der Anfang wovon...? Das war mir vollständig unklar und es bedrängte mich, es legte sich mir auf die Brust. Gewiß fühlte ich mich nicht wenig geschmeichelt, daß jemand mit mir eine Unterredung über eine so ernste und schwere Sache führte. So etwas war mir bisher nicht geschehen. Niemand hatte mich beachtet. Dieses Gefühl des Geschmeicheltseins, für das ich mich übrigens zugleich auch ein wenig schämte, war aber durchaus nicht der Kern; zu etwas anderem hatte sich im Augenblick die Pforte geöffnet. Am liebsten hätte ich der Dame vor Freude die Hand geküßt. Das aber schickte sich keineswegs. So blieb ich denn still — während sie in dem Buche weiterlas. Ich dachte ungeordnet, stürmisch an alles mögliche; zu meinem eigenen Erstaunen bildeten sich mir dann aber plötzlich ganz andere Worte auf den Lippen, die zu meiner inneren Bewegung am wenigsten paßten: «Bitte, wie heißen Sie?»

Sie sah mich spöttisch an, fast feindselig, wie mir schien: «Ach, verzeih, ich habe ganz vergessen, mich vorzustellen. Ich heiße Hermine.»

«Wie noch?»

«Einfach Hermine. Dienstboten ruft man mit dem Vornamen. Oder etwa nicht?»

Sie befaßte sich nun eine Zeitlang mit den zwei kleinen Mädchen. Doch auf diese war ich nicht im entferntesten eifersüchtig. Ich sah sie gar nicht an, sie schienen mir völlig unbedränglich. Ich habe bis zum Schluß meiner Freundschaft mit der Gouvernante (wenn man es Freundschaft nennen will) nie nach dem Alter, den Namen ihrer Zöglinge gefragt. In der Erinnerung tragen sie keine Gesichter. Ja, es kommt mir manchmal vor, als habe es sich gar nicht um zwei Mädcheln, sondern vielleicht um einen Buben und

ein Mädchen gehandelt. Undeutlich blieb ja alles, was damals geschehen ist. Diese zwei Randfiguren aber verschwanden förmlich in ziehendem Gewölk.

Dagegen weiß ich genau, daß Hermine, nachdem sie noch eine Weile mit mir mitgelesen hatte, wobei mir die pfirsichflaumartige Zartheit ihres Wangenteints und ein leiser Wohlgeruch um den Kopf zog — daß sie mich mit der Bitte überraschte, ich solle ihr das Buch nach Hause borgen.

Das würden die Eltern gewiß nicht erlauben, fuhr mir durch den Kopf.

«Ich bin morgen vormittag wieder da», sagte Hermine. Sie hatte meine Aufregung bemerkt.

Doch sie hatte sie zugleich auch mißverstanden. Gerade weil die Eltern dies Wegleihen mißbilligt hätten, war ich doppelt froh, das Buch aus der Hand zu geben. Es lag ja eine Art Gefahr darin. Und ich fühlte das Bestreben, mich vor Hermine auszuzeichnen. Ihr die Hochachtung zu zeigen, die ich vor ihr empfand, das wünschte ich dringend. Sie hatte mich zu Anfang gewissermaßen gescholten, das ließ ich mir sonst nie gefallen. Doch wenn Hermine schalt, war es etwas anderes. Dann war es schön und sogar erfreulich; es diente jedenfalls zu etwas Gutem, gescholten zu werden. Ich nahm es ihr nicht übel. Im Gegenteil, ich war ihr dankbar dafür. Sie hatte gewiß recht. — Zum Zeichen von all dem, was ich nicht auszusprechen wagte, reichte ich ihr das Buch. Ich drängte es ihr sogar auf, indem ich nun, heftiger als bisher, den Inhalt eines andern Werkes, der Trilogie vom «Goldenen Vlies», als etwas besonders Schönes zu empfehlen begann. Wie Medea den Vater verläßt, um dem geliebten Mann in die unbekannte Fremde zu folgen. Grauenvoll war das und noch Entsetzlicheres entspann sich daraus.

«Steht das in diesem Band?» fragte sie interessiert.

Ich nickte überwältigt. Daß jemand mit meinem Rat, mit meinem Urteil etwas anzufangen wußte, daß er meine Worte ernst nahm: das war mir neu, gab mir in meinen eigenen Augen eine nie zuvor geahnte Bedeutung.

Und noch etwas kam dazu. Hermine, das schicksalumspannende Buch in der Hand wiegend, wurde nun nochmals nachdenklich und machte wiederum die gleiche Bemerkung wie vorher: «Ja, so was kommt schon vor.» Das traf mich, gerade infolge der Wiederholung, wie ein Zäuberspruch, erschütterte mit geheimnisvollem Ernst. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich all die farbenbunten Geschichten, die ich las, bisher nie mit der notwendigen Schwere in mich aufgenommen hatte. Vorbei die Zeit des Spiels! Was die Dichter erzählten, das sollte vermutlich mit dem verglichen werden,

was wirklich geschah. Warum hat mir das noch nie jemand gesagt! Es hatte eine Beziehung tief hinein ins tatsächliche, greifbare Leben, die ich bisher nicht beachtet, gar nicht bemerkt hatte. Diese neue Wendung packte mich wild an der Kehle. O wie fehlerhaft, wie unberaten ich gewesen war! Wortlos ernannte ich Hermine zu meiner Meisterin von nun an. Sie würde mich leiten, mir die Wege ebnen, mich auf die Schwierigkeiten hinweisen, an denen ich sonst anstieß. — Das hinderte mich aber im Augenblick nicht, sie zurechtzuweisen. Sie wollte nämlich beim Aufbruch das Buch in die Tasche zu ihren Strickutensilien stecken, dabei zermanschte sie das Zeitungspapier. «Achtung auf den Seideneinband», rief ich ungebührlich laut.

Sie entfernte die Zeitungsumhüllung. «Seide? Es ist gewöhnliche rote Pappe. Am Rücken mit Lederimitation, aus Glanzpapier. Ich kenne mich ein wenig aus. Wozu hätte ich Kunstgewerbe studiert? Bin eigentlich Lehrerin, das habe ich bei der Vorstellung vergessen. Für k. k. Mittelschulen geprüft. Nur gibt's jetzt keine freien Stellen in meinem Fach.» — Sie sah mich dann forschend an, mit einem langen Blick. «Du bist eigentlich ein kindischer Bub. Frühreif, aber kindisch. Adieu.» Und sie verließ mich, von den zwei Knirpsen umhüpft, während ich in schwermütigen Gedanken noch lange unter der Kastanie sitzenblieb. — Was übrigens die Pappe anlangt, so hatte sie natürlich recht. Aber wenn ich meine roten Grillparzer-Bände mit ihrem Goldschmuck, ihrem eingepreßten Buchstabenflor auf dem Einband anschauete, wie sie noch heute, nach Dezennien, in meinem Bücherschrank stehen, so habe ich trotz allem den Eindruck . . . nein, der Augenschein bezeugt natürlich, daß es Pappbände sind, doch damit ist nicht gesagt, daß sie sich für mich aus der Seide der Jugend jemals vollständig in die Pappe des nüchternen Blicks zurückverwandelt hätten. Sondern sie mußten diesen Weg von der Seide zur Pappe allerdings antreten, — sind aber irgendwo in der Mitte zwischen Seide und Pappe stehengeblieben; da befinden sie sich nun, in dieser unkörperlich ungreifbaren Mitte. Könnte man diese Mitte je erfassen, so hätte man leibhaftig das Land betreten, in dem unsere Hoffnungen und Glaubenstaten, unsere wahrsten und tiefsten Erfahrungen beheimatet bleiben.

Den nächsten Vormittag konnte ich kaum erwarten. Ich war von Sehnsucht wie durchbohrt, konnte an nichts anderes denken, kaum atmen, kaum essen. Doch diese Bedrängnis durchbebte mich zugleich als ein herrlich belebendes Gefühl. — Es waren ja freilich meist Zurechtweisungen gewesen, die das Gespräch mit Hermine

mir eingetragen hatte. Auch entging mir die gewisse Bitterkeit nicht, mit der sie sich ausgedrückt hatte — revolutionäre Auflehnung würde ich es vielleicht heute nennen, damals hatte ich in meinem Vokabular keinen derartigen Ausdruck. Uebrigens finde ich ihn auch heute nicht völlig zutreffend. Das Eigentliche, was mich anzog, lag jedenfalls ganz weit weg von all dem; es war eine süße Lockung, die von Hermine ausging, über die ich mir freilich keine Gedanken machte. Ich wußte nur: es war schön, mit einem Erwachsenen auf der Vormittagsinsel zu sitzen und mit ihm beinahe so zu reden, als sei man seinesgleichen. Meine Eltern hatten keine Zeit für mich. Diese Hermine aber — sie zankte mit mir, lieb sich dann aber doch meinen Grillparzer aus, und wir würden uns dann über jedes einzelne Werk unterhalten und dabei beinahe gleichberechtigt sein.

Und so geschah es auch. An diesem zweiten Vormittag und an vielen folgenden.

Was sie sagte, prägte sich mir tief ein. War ich allein, dachte ich über jede ihrer Bemerkungen nach, auch über jene, die mir, bei Licht betrachtet, etwas töricht schienen. Aber zweifellos gab sie auch etwas auf das, was ich sagte. Einen frühreifen Jungen nannte sie mich wohl öfters. «Dabei bist du mager und schwach, man sieht's dir gar nicht an, wie frühreif du bist.» — «Ungesund, ungesund» vergaß sie nie dazuzusetzen. Ich hob trotzig den Kopf: «Dann brauch' ich ja wohl gar nicht zu sagen, was mir jetzt eingefallen ist.» — «Sprich nur», antwortete sie gnädig und hörte genau zu. Von Zeit zu Zeit aber wiegte sie dann doch wieder den Kopf und flüsterte vor sich hin: «Ein Unglück. Ein Unglück.»

Ich suchte ihr nachzuweisen, daß Grillparzer gar kein Tschechenfeind gewesen sei. Sie hatte das nach Lektüre seines «König Ottokar» nachdrücklich behauptet. Ich widersprach: «Wenn wir dort vorn an die Spitze der Insel gehen, sehen wir den Hradschin. Dort spielt sein «Bruderzwist in Habsburg». Und wenn man am andern Ende außen rings um die Restauration herum könnte, so hätten wir den Wyschehrad vor Augen, die Stätte seiner «Libussa». Sein ganzes Leben lang hat er sich mit Prag beschäftigt, hat Prag verherrlicht. Auch eine Drahomira hat er schreiben wollen.» — «Du bist ein kleiner Gelehrter», erwiderte sie. Plötzlich schienen sich ihre Gedanken in ganz anderer Richtung zu bewegen, Jahrhunderte überflogen zu haben und hier, unmittelbar vor unsern Füßen, gelandet zu sein. «Wenn ich dich einmal um einen Gefallen bitten würde, würdest du mir ihn tun?»

«Selbstverständlich.» Ich mußte dieses Wort sehr feurig ausgerufen haben, denn sie lächelte und strich mir über das Haar.

«Dann wirst du auch ein kleiner Ritter sein, nicht nur ein Gelehrter.»

Ich verstand sie nicht, verlangte aber auch keine weitere Aufklärung. Mein Herz verzehrte sich jedenfalls, der angebeteten Hermine einen Gefallen, einen recht großen Gefallen zu erweisen. Wie das aber geschehen sollte — davon hatte ich nicht die geringste Vorstellung. Das Fräulein machte übrigens keine weitere Andeutung in dieser Richtung, und unsere Unterhaltung kehrte friedlich (ein seltsamer Frieden allerdings!) zur grausen Medea oder zur unglücklichen Sappho zurück. Man hätte unsere Gespräche manchmal für bloße Konversation halten können — für stockende Konversation noch dazu; denn, ehrlich gesagt, wußten wir, wenn ich über Bücher und allenfalls noch über meine Schulsorgen berichtet hatte, öfters durchaus nicht, worüber wir reden sollten. Es war aber ebenso schön, einfach zu schweigen und in die schneeweißen Kastanienblüten emporzublicken oder seitlich durch die grünen Zweige, durch Wasserstaub und zartsonnige Luft gegen das Ufer hin, zu den verschleierte Farben des fernen Quais hinüber. Er sah von hier aus ganz verwandelt aus, hatte gar keine Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Quai, über den man so oft hineilte oder hinspazierte. Immer wieder staunte ich darüber. — Die Pfingstferien waren zu Ende, nun blieben eigentlich nur die Sonntagvormittage für unser Zusammentreffen. Doch überwand ich erstaunlich leicht meine Abneigung gegen den Trubel an den Nachmittagen und stellte mich öfters auch nach Schluß der Schule auf der Insel ein. «Heute komme ich wegen des Rienzi-Marsches», sagte ich gelegentlich, wie zur Entschuldigung. Es entsprach sogar der Wahrheit, aber nicht ganz.

Oft suchte ich mir auch einzureden, daß die Schönheit der Insel es sei, die mich anziehe. Die Insel — der einzige ehrlich ländliche Ort in der Stadt, eine Art Waldlandschaft inmitten der Häuser und gepflasterten Gassen. Hier hörte das Pflaster auf, die «frevelhafte Panzerung des unschuldigen Erdreichs», wie ich es bei mir nannte — und es war anders als in den Parkanlagen mit ihren zivilisierten Trottoirs am Rand, denn hier war man durch die beiden breiten Stromgürtel von all den künstlichen Pflasterkrusten der Stadt getrennt, war frei und stolz wie ein Indianer. — Hatte ich von solchen Phantasien genug, so sagte ich mir, daß es aber doch nur Hermine sei, die mir die Insel so erwünscht machte.

Wenn ich abends allein zu Hause war, an meinem Pult über der lateinischen Hausübung saß, so preßte mir manchmal wohl die Sinnlosigkeit dieser ganzen Verwicklung heiße Tränen ab. Dabei kam ich nicht einmal so weit, die Sinnlosigkeit mit klaren Be-

griffen zu erkennen. Dazu fehlten alle Voraussetzungen. Wollte ich denn etwas von Hermine? Ich wußte nicht einmal, was da etwa zu wollen war. Nur eine bleischwere Bangigkeit ging mir hinter der Stirn im Kreis rundum, sank in die Brust hinab und stieg durch den Hals, durch würgende Tränen wieder herauf. — Daß dies alles irgendwie mit Liebe zu tun hatte, kam mir, aller Dumpfheit ungeachtet, dennoch von Zeit zu Zeit leise zu Bewußtsein; ich hatte ja genügend viel über Liebe und Liebesschmerz gelesen. Eine gewisse Aehnlichkeit meines Zustands mit dem eines Zawisch, eines Königs Alfons, eines Küchenjungen Leon mußte mir auffallen, selbst wenn ich noch zehnmal weltkundiger gewesen wäre. Oft blickte ich vom Theaterbuch auf, das ich der lateinischen Grammatik vorzog, erstaunt und noch halb verträumt sah ich mich im dunkeln Zimmer um, in dem nur die Tischlampe ihren Schein gab und gegen das Mondlicht auf dem Fensterbrett kämpfte. Ich seufzte. — Mit wachen Sinnen lachte ich freilich eine solche Verschrobenheit des Gefühls aus. Hermine und ich — welche Zumutung gegen den einfachen Menschenverstand! Verliebt bist du in deine älteste Kusine Elsa, sagte ich mir — die ist ungefähr in deinem Alter, nur zwei Jahre älter. Diese Liebe war eine höchst unglückselige, mühsame, ja ärgerliche Angelegenheit. Auf meiner Insel dagegen fühlte ich mich leicht und frei. In ihrer kühlen grünen Geborgenheit war mir wohl. «Aus Prag ausgetreten», sagte ich mir leise vor, wenn ich von der Ebene des Brückentrottoirs die eine Treppenreihe der mächtigen Doppelstiege hinabstolzierte. Und ich sparte nicht mit Lob für mein Asyl. Die Moldau bildet ja hier im Herzen Prags mehrere Inseln — aber kann man denn die zwei andern, die Sophieninsel etwa oder die Primatoreninsel, ernstlich mit der Schützeninsel vergleichen? Diese andern sind nur durch schmale Kanäle vom Ufer abgetrennt, sind sozusagen Klöße von Festland, sonst nichts; winzige Verbindungen, mehr Stege als Brücken zu nennen, führen zu ihnen; die Schützeninsel dagegen schwimmt von allem Land abgesondert wie ein riesiger steinerner Fisch mitten in dem breiten Strom, ewig dem Wehr und der Altstädter Mühle zu und noch weiter in der Ferne der Karlsbrücke entgegen, die mit ihren aufgeregt die Hände ausstreckenden Heiligenfiguren unterhalb eines Gebirges aus Kirchen und Palästen den Blick abschließt. Nur hier war man wie unterwegs, wie auf einer Fregatte, die aus dem offenen Meer in eine Bucht hineinsegelt, aber noch fern ist vom Kontinent und seinen kleinlichen Pflichten — hier konnte man dem abenteuerlichen Kapitän Nemo begegnen. — Ich hielt in meiner nicht mehr ganz ehrlichen Tirade ein. Dachte ich denn noch an den Kapitän Nemo? Ich dachte an Her-

mine. Ich dachte an gewisse Stellen bei Grillparzer, die ich überschlug, wenn ich ihr vorlas — so etwa an die vier Zeilen, die sie in dem von ihr verschmähten Ottokar gewiß nicht beachtet hatte, die ich aber, wenn ich sie für mich allein überflog, nie ohne ein schauerndes Entsetzen mir vorsagen konnte.

O Hand von Schnee
Und doch so heiß;
O Blick, so feurig,
Und dennoch Eis.

Daß ich mich dieser und einiger ähnlicher Stellen gleichsam schämte, daß ich sie unmerklich ausließ, im Gespräch mit Hermine nie erwähnte, obwohl sie mir so brennend im Kopf herumgingen, wie vor allem diese: «Mein Oheim meint, ich soll das Lied nicht singen — von Leda und dem Schwan» —, daß mir hier die Stimme ausging, das war, wenn ich es heute nachträglich prüfend überblicke, eigentlich die einzige Huldigung, die ich mir im Umgang mit Hermine gestattete. Sie hat sie sicher nicht bemerkt.

Eine traumhaft süße, in ihrer Halbbunbewußtheit für immer untergegangene Folge von Tagen. Durch das Medium der Dichtung, Grillparzers, wird das Unmögliche möglich gemacht, daß ein zwölfjähriger unerfahrener Knabe Kommunikation, und sei es eine noch so abgeblaßte, gewinnt mit einer vermutlich sehr geplagten, nicht mehr ganz jungen Frau, die voll von Vergangenheit und Enttäuschungen ist. Es blüht ein inselhaftes Wunder auf — mag sein, daß es ein Wunder in seiner allerbescheidensten Form ist —, dem aber, der es erlebt hat, bleibt ein schwacher feiner Geschmack von Honigseim auf der Zunge zurück, der in günstigen Momenten eine Erinnerung wie einen Hauch aus fernen Paradiesen heranweht. — Von all dem, von einer Kommunikation oder Nicht-Kommunikation, wußte ich natürlich nichts, solange ich in der «Sache» (wie ich es abkürzend nannte) mittendrin stak; erst jetzt, eine undenkliche Zeit später, ordnet es sich mir zu Vermutungen, die vielleicht ebenso haltlos sind wie der ständige Nebel auf der Insel, in dem ich mich damals umtrieb. Dann gehe ich heute manchmal weiter und bilde mir ein, daß vielleicht das Wesen aller Dichtung, aller Kunst darin besteht, etwas Unmögliches möglich zu machen. In Worten oder Farben oder Tönen — immer wird etwas, was eigentlich unüberbrückbar ist, letzten Endes doch bezwungen, das geheimnisvolle Innere der Welt öffnet sich mit duftenden Strahlen. Doch genug davon! Nur das sei noch gesagt, daß wohl auch ein Giftkeim mitten in all dem Holden, Unbeschwerten auf der Insel nicht fehlte. Weder das Fräulein, das auf die zwei Kinder aufzupassen hatte,

noch ich, von einem fieberhaften Eifer ergriffen, von Eitelkeit geschwellt, töricht und vor allem darauf aus, von meiner verehrten Meisterin nicht getadelt zu werden, mit ihr einig zu sein — weder sie, sage ich, noch ich wußten eigentlich so richtig, worum es dem Dichter zu tun war. Wir bewunderten ihn, liebten ihn, ahnten ihn vielleicht — doch irgendein Hauptpunkt des Verständnisses fehlte. Dieser Mangel wirkte wie ein Betäubungsmittel, er mußte sich über kurz oder lang einmal geltend machen.

Manchmal wurde das Fräulein unleidlich grob zu mir. Ich muß überdies gestehen, daß gerade ihre Härte mir gefiel. Dies Kurzangebunden-Sein, dies Sich-Verschließen hob sich wohltuend von der falschen Freundlichkeit ab, mit der mir andere Erwachsene bezeugten, wie wenig ernst es ihnen mit mir war. Hermine dagegen — ich wollte ihr wieder einmal ein Buch borgen, diesmal zur Abwechslung Vernes «Reise durch die Sonnenwelt». Sie aber fuhr mich an: «Es ist nicht immer möglich, schöne Bücher zu lesen. Ich muß arbeiten.» Das war eine fremde Welt. Ich fühlte, daß es tatsächlich zu dem Schrecklichsten auf Erden gehören müsse: arbeiten ohne Lust zur Arbeit, ohne Liebe. Denn so war es ja offenbar gemeint. Weiter aber konnte ich nicht vordringen. All dies Unglück gehörte sichtlich nicht in das Reich der Insel, das seine eigenen Gesetze hatte. Nur solange diese Gesetze galten, bildete ich mit dem Fräulein zusammen eine Art Einheit. Was jenseits der Grenzen lag, war feindlich, riß uns auseinander. — Von diesem Trennenden erhielt ich übrigens bald einen deutlicheren Begriff.

(Schluß folgt)